

Ina May

Ungnädig

New York, Dezember 1923

Kenny St. James lag in seinem Bett im großen Schlafsaal des Weisenhauses und starrte an die Decke über ihm.

Das entfernte Klappern der Pferdefuhrwerke, hier und da ein Lachen und Stimmen, die der Wind zu ihnen herauf trug, waren zu vernehmen.

Die Geräusche einer großen Stadt; einer Stadt, die nie ganz zur Ruhe kam.

Hin und wieder tauchten ein paar verirrte Lichter auf und verschwanden wieder, ansonsten war der riesige Raum in mattes Dunkel getaucht. Lediglich ein fernes Gaslämpchen brannte; sein müder Schein kam vom anderen Ende des langen Ganges und war kaum mehr als ein schwacher Punkt in der Ferne.

Die Atemgeräusche der anderen Jungen ließen darauf schließen, dass die meisten von ihnen bereits eingeschlafen waren.

Kennys Gedanken wanderten zu dem Gespräch zwischen Ms. Ghettis und Ms. Yates zurück, dessen unfreiwilliger Zeuge er heute Morgen geworden war.

Er hatte nach dem Frühstück noch schnell in die Küche gesehen, um Ms. Gordon ein paar von den Weihnachtskekse abzuschwatzen. Sie waren für den kleinen Tommy Bates bestimmt, der wahrscheinlich schon sehr bald eine neue Familie bekommen würde.

Bei der Gelegenheit war er am Büro von Ms. Ghettis, der Direktorin, vorbeigekommen. Die Tür stand einen Spalt breit offen und er konnte hören, wie sie zu Ms. Yates, ihrer Sekretärin und Vertrauten, sagte: „Weihnachten steht praktisch vor der Tür und ich weiß einfach nicht, woher wir das Geld nehmen sollen, um jedem der Kinder eine kleine Freude zu machen. Genau

genommen haben wir nicht einmal Geld, um einen Baum für die große Halle zu kaufen ... nicht einmal das, Gladys!“

Gladys Yates meinte darauf:

„Wir werden mit Mr. Billings sprechen müssen. Uns wird schon etwas einfallen, keine Sorge!“ Aber für Kenny hatte es so geklungen, als würde sie selbst nicht glauben, was sie da sagte.

„Pah, ich halte diesen Billings für eine ziemlich undurchsichtige Figur. Ich kann bis heute nicht verstehen, wie ein Mann wie Fawcett uns so ein faules Ei ins Nest setzen konnte!“, ereiferte sich Ms. Ghettis.

Die Rede war vom Verwalter des Hauses, den der Begründer des Heims durch seinen Rechtsanwalt Brian Fawcett hatte einsetzen lassen.

„Er tut alles, um uns das Leben so schwer wie nur möglich zu machen. Ich habe ihn seit längerem in Verdacht, Geldbeträge, die für gewisse Anschaffungen bestimmt sind, für seine eigenen Zwecke abzuzweigen. Aber ich kann es ihm nicht beweisen!“

Kenny hatte genug gehört und setzte sich wieder in Marsch, bevor jemand ihn bemerkte.

Jetzt, nachdem alle anderen tief und fest schliefen, rief er sich die Worte der Direktorin noch einmal ins Gedächtnis.

Und damit war er nicht allein, denn auch Sarah Ghettis spukte diese morgendliche Unterhaltung im Kopf herum.

Auch sie lag wach in ihrem Zimmer ein Stockwerk über dem Schlafsaal, in dem Kenny an die Decke starrte und grübelte, verzweifelt nach einer Lösung suchend.

Ähnlich wie Kenny überlegte auch sie, wie man Gerald Billings eine Falle stellen konnte.

Eine Behauptung war zwar schnell aufgestellt, aber was war mit dem Beweise für deren Richtigkeit, woher sollte sie den nehmen?

Wenn sie den Verwalter beschuldigte, Geld, das für das Heim bestimmt war zu stehlen, würde er einfach den Spieß umdrehen und behaupten, sie sei diejenige, der nicht zu trauen war. Ihre Kinder lagen Sarah Ghattis am Herzen, nicht der Direktorinnenposten. – Aber sie wäre ganz sicher beide los.

Beweise mussten gefunden werden, die hieb und stichfest belegten, dass Gerald Billings ein mieser, kleiner Dieb war, der sich auf Kosten armer, elternloser Kinder bereicherte; und wer würde ihm dann noch Glauben schenken, wenn sein Betrug erst einmal feststand!

Seine Tage als Verwalter dieses Hauses waren gezählt und kein Mensch würde ihm mehr Arbeit geben. Aber wie konnte man einen Mann wie ihn dazu bringen, den Diebstahl zuzugeben? Ohne einen Beweis war das so gut wie aussichtslos. Und er war mit Sicherheit schlau genug, sich abzusichern.

Während Sarah Ghattis sich selbst und ihre Gedanken hin- und herwälzte,

hakte Kenny Mr. Billings für den Moment ab - er würde später noch einmal darauf zurückkommen, - und wandte sich dem nächsten Problem zu, das in seinen Augen ein noch dringenderes war. Weihnachten bedeutete für jeden von ihnen die traurige Wahrheit, keine eigene Familie zu haben, Jahr für Jahr aufs Neue akzeptieren zu müssen. Und gerade dann war es wichtig, Freunde zu haben und sich nicht allein gelassen zu fühlen.

Kenny war mit beinahe fünfzehn Jahren der älteste von allen und sich der Verantwortung, die er den jüngeren gegenüber trug, vollkommen bewusst. Auch für ihn war es keine leichte Zeit; die Chancen wieder in einer richtigen Familie zu leben, waren für einen Jungen seines Alters mehr als schlecht, das stand

unbestreitbar fest und niemand würde ihn vom Gegenteil überzeugen können.

Er fühlte sich manches mal wie jemand, der nicht wirklich dazugehört, wie jemand der etwas grundlegendes versäumt hatte, wie jemand, der den schwerwiegendsten Fehler begangen hatte, den man nur machen konnte: er hatte sich erlaubt, älter zu werden und somit gegen die Regeln der breiten Gesellschaft zu verstoßen, die Kinder wie ihn bei sich aufnahmen.

Aber den Traum von einer richtigen Familie hatte er längst ausgeträumt, nur hin und wieder, wenn er so wie jetzt in seinem Bett lag und nicht einschlafen konnte, tauchten derartige Dinge aus der Versenkung wieder auf und bedrängten ihn mit ihren unnützen Wenn und Aber.

Er durfte nicht zulassen, dass die Hoffnung auf ein glückliches Weihnachtsfest zerstört wurde und damit auch das Gute, das die Menschen besonders in diesen Tagen erfüllt.

Die Kinder brauchten gerade an Weihnachten die Bestätigung, dass die Welt sie doch noch nicht ganz vergessen hatte. Das brannte Kenny am glühendsten auf der Seele. Ohne Geschenke, und wäre es auch nur ein winziges Päckchen für jeden, würde diese Hoffnung unwiderruflich verloren gehen. Die Kleinsten mochten denken, dass sie nicht brav genug waren und deshalb vom Weihnachtsmann nicht bedacht wurden, und das war schlimm genug, aber in ihren Herzen würde auf ewig der Zweifel nisten und die Schuld des Versagens ihren festen Platz einnehmen und das war weit schlimmer und nicht wieder gut zu machen.

Ms. Ghettis war eine kluge und einfühlsame Frau, die sämtliche Möglichkeiten in Betracht zog, bevor sie etwas derart niederschmetterndes aussprach.

Wie jedes Jahr um diese Zeit klopfen Bittsteller an die Türen der Häuser, und ganz besonders an die mit einem großen

Eingangsportal, um Spenden für verschiedenste Zwecke zu sammeln. Wie schwer war es da, etwas Geld für eine Sache zusammen zu bekommen, wo es überall auf der Welt so viele Bedürftige gab.

Kenny war irgendwann vor Müdigkeit eingeschlafen, aber selbst in seinen Träumen ließ ihn die Sorge um die, die er seit langer Zeit als seine Familie betrachtete, nicht los.

Als die Glocke den neuen Tag ankündigte, sprangen alle aus ihren Betten und ein fröhlicher Tumult brach los. Aber schon nach wenigen Minuten wurde offenkundig, dass dort in einem der Betten noch jemand schlief, den das Läuten der Glocke nicht zu wecken vermocht hatte. Normalerweise war der kleine Tommy einer der ersten, die aus ihren Betten hüpften, um nicht ganz hinten in einer Reihe vor den Waschbecken anstehen zu müssen. Kenny, den der achtjährige Tommy zu seinem besten Freund bestimmt hatte, setzte sich in Bewegung, um dem vermeintlichen Langschläfer die wärmende Decke wegzuziehen. Der braune Haarschopf war nicht zu sehen, Tommy hatte sich regelrecht unter der Decke vergraben. Kenny griff sich die Enden und zog daran; fast sofort fiel der ungeschickte Aufbau in sich zusammen; kein Tommy lag darin, das Bett war leer. Einige der anderen Kinder versammelten sich um Kenny und das leere Bett, ein aufgeregtes Hin und Her begann. Jacob, der ein verwaschenes Handtuch über die Schulter geworfen hatte und das eine Ende krampfhaft festhielt, meinte aufgeregter: „Er ist ganz sicher weggelaufen, der Dummkopf! Ich würde nicht wegrennen, wenn mich jemand adoptieren wollte.“

„Dich adoptiert auch niemand“, kam eine piepsige Stimme von weiter hinten. „Deine Nase ist viel zu groß, man könnte drauftreten!“

Die Stimme gehörte Sammy Kittring, einem ansonsten liebenswürdigen Kerlchen, dem bei dem Gedanken an Tommys Flucht angst und bange wurde.

„Was hat meine Nase damit zu tun, du Zwerg?“ Jakob tat so, als wolle er nach Sammys Ohren greifen, um sie ihm lang zu ziehen. „Wir sollten erst einmal in seinem Schrank nachsehen, ob etwas von seinen Sachen fehlt.“ Kenny führte den Trupp an und alle zusammen gingen sie hinüber zu den Schränken. Von selbst wäre wohl niemand auf die Idee gekommen, die winzigen Fächer, die von der Decke bis zum Boden reichten und eng aneinander schlossen, als solchen zu bezeichnen; auch gab es keine Schlüssel, die einem anderen den Zugriff verweigert hätten, sondern nur drei Haken für das schmale Türchen, die ein ständiges Aufschwingen verhinderten. Es wurde kein Wort mehr gesprochen, bis Kenny mit bleichem Gesicht die drei Haken löste und einen prüfenden Blick auf Tommys Habseligkeiten warf, von denen lediglich die Kleidungsstücke fehlten, die er zuletzt getragen hatte. Dazu gehörte natürlich auch seine grüne Mütze, von der er immer behauptete, seine Mutter habe sie für ihn gemacht; obwohl der kleine Kerl, wie jeder wusste, auf den Stufen einer Kirche in der Gegend ausgesetzt worden war und er sich mit knapp zwei Jahren, trotz aller Anstrengung, nie im Leben an die Frau zu erinnern vermochte, die ihn so lieblos dort zurückgelassen hatte. Trotz allem konnte dennoch niemand sagen, wie er in den Besitz der Mütze gekommen war und es fragte ihn auch keiner danach. „Er kam doch immer zu dir, wenn er traurig war, hat er denn nichts gesagt?“, wollte Randy Wilbour, kurz Will mit ungläubig aufgerissenen Augen wissen. „Jeder weiß, dass er an dir hängt!“, fügte er kopfschüttelnd hinzu. „Du deckst ihn nicht etwa?“ Joey, wusste schon, kaum dass er es ausgesprochen hatte, dass das vollkommener Blödsinn war, was er

da sagte. Und wenn er es nicht vorher bemerkt hätte, dann spätestens jetzt, als er Kennys Gesicht sah.

„Entschuldige, ich hab’s nicht so gemeint!“ beeilte er sich, ihm zu versichern.

„Kann doch sein, er ist gar nicht weggelaufen! Vielleicht wollte er sich nur einen Spaß machen. Wir sehen ja auch wirklich ziemlich belämmert aus, wie wir hier so rumstehen!“ Nicklas Domain unternahm den Versuch, die Sache einmal von einer anderen Seite zu betrachten, jedoch mit nicht allzu großem Erfolg. Sie alle kannten Tommy lange und gut genug, um zu wissen, dass er das nicht komisch finden würde.

„Alle Mann an die Waschbecken! Zieht euch erst einmal an. Im Moment können wir nichts tun.“ Kenny St. James schloss langsam die Tür, die er immer noch festhielt und steckte die Haken wieder in die dafür vorgesehenen Ringe. „Ich werd´ gleich zu Ms. Ghettis gehen. Sie wird wahrscheinlich die Polizei verständigen.“

„Er könnte sich irgendwo im Haus oder auf dem Grundstück versteckt haben!“, schlug Jacob vor, der sich so seine eigenen Gedanken gemacht hatte.

„Da würden wir nicht lange brauchen, um ihn zu finden! Nein, ich glaube, er will nicht gefunden werden.“ Für sich selbst fügte Kenny hinzu: Sonst hätte er mir erzählt, was er vorhat.

Die Gruppe löste sich langsam auf. Sie begriffen, dass Kenny Recht hatte und es für den Augenblick wirklich vernünftiger war, da sie ihre Suche wohl kaum im Schlafanzug beginnen konnten.

Während Kenny nur Minuten später zusammengesunken in Ms. Ghettis’ Büro saß und auf alle Fragen der Direktorin, den Ausreißer betreffend, bereitwillig Auskunft gab, kauerte Tommy Bates viele Straßen und Querstraßen entfernt im Beichtstuhl einer Kirche. Seine grüne Mütze hatte er so gut es ging über beide

Ohren gezogen und die kleinen Hände steckten in wollenen Handschuhen. Ihm war kalt; außerhalb des Beichtstuhls konnte er sogar seinen Atem sehen, der, wenn er ausatmete, für einen kurzen Moment in grauen, traurigen Schleiern in der Luft hing, um sich dann aufzulösen. Der Beichtstuhl mit seiner hölzernen Tür und den schwarzen Stoffvolants davor, die kein bisschen wie Vorhänge aussahen - es waren viel eher schauerliche Tücher - bot zumindest ein kleines bisschen Schutz vor der Kälte. Tommy bereute, nicht noch einen extra Pullover übergezogen zu haben, aber es war schon schwer genug gewesen, die Kleidung, die er trug, unter dem Kopfkissen zu verstecken und so lange zu warten, bis alle anderen eingeschlafen waren. Ein paar Mal wären ihm selbst fast die Augen zugefallen, aber er hatte tapfer dagegen angekämpft. Tommy schniefte, seine Nase lief und er suchte nach einem Taschentuch, fand aber keines. Es war ihm nicht leicht gefallen, sein Geheimnis für sich zu behalten; normalerweise besprach er alles mit seinem Freund Kenny. Nur diese Sache konnte er ihm nicht erzählen. Kenny war es auch gewesen, der in der vergangenen Nacht am längsten von allen wach gelegen hatte. Irgendetwas ließ ihn nicht schlafen. Tommy musste lange warten, ehe er endlich sicher sein konnte, dass auch Kenny im Reich der Träume spazieren ging. Die Kekse, die er in Papier eingewickelt, unter seinem Kopfkissen gefunden hatte, und die jetzt in einem Beutel mit einigen Essensresten aus der Küche steckten, stammten sicherlich aus der großen Dose, die sorgsam gehütet in einem Schrank in der Küche aufbewahrt wurde. Und es war bestimmt Kenny gewesen, der einige von ihnen für ihn erbettelt hatte. Eine dicke Träne rann Tommys Wange herab und versickerte im Kragen seiner Jacke. Wenn er doch nur hier bei ihm wäre! Ein dröhnender Ton drang durch die Schatten seiner Gedanken.

Jede Stunde sagte ihm die Kirchturmuh, wie spät es inzwischen war. Vor noch nicht allzu langer Zeit hatte die Glocke, die so anders klang, als die, die sie jeden Morgen weckte, acht mal geschlagen. Das bedeutete, dass sein Verschwinden inzwischen bemerkt worden war. Vielleicht suchten sie ja schon überall nach ihm. Seine Finger, die trotz der Handschuhe kalt waren, griffen in den mitgebrachten Beutel und förderten ein Stückchen trockenen Brotes und eine Flasche, die er vorher mit Wasser aus der Leitung gefüllt hatte, zu Tage. Er trank einen kleinen Schluck aus der Flasche und biß zaghaft in das Stück Brot. Er wollte nicht in dieser neuen Familie leben, er wollte mit Kenny zusammen sein. Diese Leute, die Gormans; sie waren irgendwann Ende März aufgetaucht. Sie gehörten zu den Menschen, denen niemand etwas abschlagen konnte; freundlich und immer lächelnd. In ihrem großen Haus in der Montague Street hätte es der kleine Junge bestimmt sehr gut, versprach die Frau mit leuchtenden Augen und einem Pelzmantel, der ganz im Gegensatz zu diesen, ein Gefühl von Wärme ausstrahlte. Aber Tommy spürte schon bei der ersten Begegnung, dass sie nur so tat, als würde er ihr etwas bedeuten. Er dachte oft an seine Mutter, die er nie gekannt hatte. Er stellte sich vor, wie sie wohl aussah. Es machte ihn traurig und er trank noch einen Schluck von dem abgestandenen Wasser, um die aufsteigenden Tränen zurückzudrängen.

Nur wenige Schritte von der Kirche entfernt, in der der kleine Tommy Zuflucht gesucht hatte, schlürfte Reverend Ingram Mc'Allisterselbstvergessen seinen Kaffee. Er schrieb an einer Predigt für die nächste Messe, aber seine Gedanken waren an diesem Mittwochmorgen aus irgendeinem Grund nicht ganz bei der Sache. Er nahm einen weiteren Schluck aus seiner Tasse. Mary machte wunderbaren Kaffee; heiß und stark, so wie er ihn mochte.

Mary Langley führte ihm seit nunmehr neun Jahren den Haushalt, sie war Teil seines täglichen Lebens, wie er Teil des ihrigen war. Der Reverend blickte wieder auf das Blatt Papier vor ihm, den Stift in der Luft hin und her drehend. Nach wie vor bereitete ihm der Zustand der alten Ms. Kampinski große Sorgen. Vor etwa einem halben Jahr war ihr einziger Sohn bei einem Schiffsunglück ums Leben gekommen und seit diesem Tag hatte die arme Frau kein Wort mehr gesprochen. Ihr Gesicht war zu einer unbeweglichen Maske erstarrt, keinerlei Gefühlsregung war ihm zu entnehmen, sie leidete stumm und eines Tages würde ihr Herz vollständig daran zerbrechen. Ihre jüngere Schwester hatte daraufhin das Haus, in dem sie gemeinsam mit ihrem verstorbenen Sohn lebte samt Inventar verkauft, und sie in einem winzigen Zimmer ihres eigenen Haushalts einquartiert. Das Geld für das Haus kam ihr sehr gelegen und ebenso gelegen mochte es ihr kommen, wenn Milena Kampinski bis zu ihrem baldigen Ende kein Wort mehr verlieren würde.

Reverend Mc'Allister musste sich die vor Kälte klirrende Stimme Rachel Baldwins nicht erst vergegenwärtigen. Sie hallte noch immer in den Wänden seines Gehirns wider. Bei den täglichen Besuchen, für die er bei all dem vorweihnachtlichen Rummel dennoch Zeit fand, überkam ihn jedes Mal ein Frösteln und er hätte am liebsten Augen und Ohren verschlossen, um Rachels niederträchtige Heuchelei nicht mehr mitanhören zu müssen. Ihr Mund ging auf und wieder zu und sie überschlug sich förmlich, ihn mit diesen verlogenen Worten von Verlust und Trauer zu füllen, die ihr der Anblick ihrer Mitleid erregenden Schwester jeden Tag aufs Neue bereite.

Aber er ließ nicht locker und würde es auch nicht tun, bis er Milena Kampinski den gierigen Klauen ihrer Schwester endlich

würde entreißen können. Er versprach ihr und sich selbst durchzuhalten, wenn sie dasselbe täte.

Er legte den Stift, den er noch immer in der Hand hielt, beiseite. Der Kaffee war inzwischen kalt geworden, er bemerkte es, als er den Henkel der Tasse aufnahm.

Probleme gab es in diesen Tagen wahrhaft genug. Das änderte jedoch nichts daran, dass die Predigt geschrieben werden musste und es würde auch weiterhin nichts daran ändern. Er schob den kalten Kaffee ans andere Ende des Tisches und hoffte, Mary hatte nicht zuviel zu tun, um ihm eine neue Tasse aufzubrühen.

Normalerweise half ihm die dunkle, mit viel Zucker gesüßte Brühe immer beim Nachdenken. Doch heute sah es ganz danach aus, als wäre ein klein wenig mehr Inspiration nötig.

Der Reverend zog sich Mantel und Stiefel an und verließ das Haus; er lief die steinernen Treppenstufen hinunter, in der Hand einen Schlüsselbund. Der kleinste der vier Schlüssel, passte zum Seiteneingang der Kirche, er steckte ihn ins Schloss und drehte ihn zweimal herum. Im Inneren herrschte ein beklemmendes Halbdunkel, das Licht, das durch die hohen Fenster fiel, reichte nicht aus, um in jede Ecke zu dringen. Zudem war es sehr kühl. Reverend Mc'Allister ließ sich in einer der vorderen Bänke nieder und blickte sich um, wie ein Fremder das tun würde. Obwohl es hier keine verschwenderische Pracht zu bestaunen gab und auch das Glas der Fenster keineswegs Buntglas war, so zogen doch die schön geschnitzten Holzbänke einige bewundernde Blicke auf sich. Einhörner, Löwen, ja man mochte denken, die gesamte Arche Noah hatte sich hier eingefunden. Ingram Mc'Allisters Augen suchten im Halbschatten die Statue des heiligen Georg. Im übertragenen Sinn musste auch er in dieser Gemeinde so manchen Drachenangriff abwehren. Gerade Rachel Baldwin mit ihrem, von tiefen Linien durchzogenen Gesicht und dem harten, schmalen

Mund kam ihm manches Mal wie ein solcher vor. Sie spuckte unsichtbares Feuer, so dass die Menschen in ihrem Umkreis die tödlichen Verbrennungen erst spürten, wenn es dafür bereits schon zu spät war.

Wenn du mir nur ein wenig helfen könntest! betete er stumm und sah dabei zu der Gestalt am Kreuz hinüber. Ich weiß nicht, ob ich das allein schaffe. Kein Mensch ist von Grund auf schlecht ... aber auch die Zeit, die man verlebt, formt einen Charakter. Vergib´ mir, doch um den ihrigen steht es nicht allzu gut.

Er hatte keinen Namen genannt; das war auch gar nicht notwendig. Seine Gedanken beschäftigten sich in letzter Zeit ziemlich häufig mit Rachel Baldwin. Und er war sicher, der Herr brauchte keine Namen!

Für jedes Problem gab es eine Lösung, warum also nicht auch in diesem Fall. Milena Kampinski existierte nur noch in einer leeren Hülle, sie lebte und starb doch jeden Tag aufs Neue. Jede Stunde, jede Minute, die sie länger in ihrer finsternen kleinen Kammer eingesperrt blieb, raubte ihr ein kleines Stückchen mehr ihrer Lebensenergie, von der im Grunde genommen nur noch ein winziger Hauch übrig geblieben war.

Ingram Mc'Allister dachte ernsthaft daran, in seiner nächsten Predigt über das Leben eines Menschen an sich zu sprechen; über das Stolpern und sich wieder aufrichten, dass sichtbare Spuren an Herz und Seele hinterließ.

Er war in Gedanken gerade dabei, sich die richtigen Worte zurechtzulegen, als er ein leises Wimmern vernahm, das irgendwo seitlich von ihm seinen Ursprung zu haben schien. Er sah sich aufmerksam um und wieder hörte er das seltsame Geräusch. Es klang, als weinte jemand, aber er konnte niemanden sehen, es war einfach zu dunkel. Er lauschte, um die Richtung bestimmen zu

können ... der Beichtstuhl zu seiner Rechten, das Wimmern kam aus dem Beichtstuhl.

Er erhob sich von seinem Platz und ging langsam darauf zu, wobei er sich bemühte, so leise wie möglich zu sein; man konnte in unruhigen Zeiten wie diesen, schließlich nie wissen, was einen erwartete. Ingram Mc'Allister zog mit einem Ruck am Türknauf aus poliertem Messing ... was er zu sehen bekam, konnte man jedoch nicht gerade als furchterregend bezeichnen.

Zusammengekauert lag ein kleiner Junge dort am Boden. Der Reverend konnte sein Gesicht nicht erkennen, nur die grüne Mütze, die bis zur Nasenspitze zu reichen schien. Er schlief, als hätte er seit mehreren Nächten nicht mehr geschlafen, tief und fest, und bei jedem Atemzug kam dieses schreckliche Wimmern aus seinem Mund. Zudem zitterte er, selbst im Schlaf.

Ingram Mc'Allister beugte sich hinunter und legte eine Hand auf die bibbernde, kleine Schulter. Für einen Moment dachte er, der Kleine hätte einen Namen geflüstert, jedoch so undeutlich, dass es nicht klar zu verstehen gewesen war.

Der Junge musste schnellstens ins Warme, alles andere hatte Zeit bis später. Der Druck und die Wärme seiner Hand weckten den Schläfer, erschrocken fuhr er in die Höhe; die grüne Mütze, die ihm die Sicht versperrte, rückte er hastig wieder in die richtige Position. Große, braune Augen kamen zum Vorschein, die ängstlich um sich blickten. Das Zittern hatte währenddessen keinen Moment lang nachgelassen.

„Du musst dich nicht fürchten! Ich bin Reverend Mc'Allister. So wie du aussiehst, ist dir bestimmt schrecklich kalt! Wie um Himmels Willen kommst du denn hierher?“ Ingram Mc'Allisters Worte prasselten wie ein Regenschauer auf den Jungen herab. Tommy sah sich nach etwas um, das irgendwo hinter ihm auf dem Boden liegen musste, das gab ihm Zeit sich etwas auszudenken.

Seine Finger tasteten nach dem Leinenbeutel und fanden ihn; er drückte die verbliebenen Essensreste an sich, als wären sie von lebenswichtiger Bedeutung. Und vielleicht waren sie das ja auch. Der Priester würde ihn bestimmt der Polizei übergeben und die schickten ihn dann zurück ins Heim und dann gab es kein Entkommen mehr vor dieser Ms. Gorman mit ihren schrecklichen Eisaugen. Und er war doch die ganze Nacht hindurch gelaufen, um so weit wie nur möglich fortzukommen. Da kam Aufgeben nicht in Frage. Tommy beschloss, all seinen Mut zusammennehmend, ab jetzt zu niemandem mehr ein Wort zu sprechen. So konnte der Priester, der sich Reverend Mc'Allister nannte, ihn nirgendwohin zurück schicken, denn jemand, von dem man nichts wusste, existierte eigentlich gar nicht wirklich.

So dachte er zumindest und da er kein Lügner war ...

Ingram Mc'Allister, der durch die großen Knopfaugen, die ihn fragend anschauten, an längst vergangene Zeiten erinnert wurde, streckte eine Hand aus, die der Junge nur zögernd ergriff. Barney ... das war der Name des Bären gewesen, der ihn die ersten zehn Jahre seines Lebens begleitet hatte; der Bär mit den braunen Knopfaugen, Augen, die ihn einst anblickten, wie die des Jungen es eben taten.

Er versuchte es ein weiteres Mal:

„Möchtest du mir nicht sagen, wie du heißt? Nicht dass es besonders wichtig wäre“, räumte er ein, „aber da jeder Mensch einen Namen hat, vermute ich, dass auch du einen hast! Also, wie soll ich dich nennen?“

Ingram Mc'Allister, der erst viel später erfahren sollte, wen er hier vor sich hatte und nicht ahnen konnte, dass kein einziges der Kinder, die im Waisenhaus in der 71. Straße lebten so etwas wie einen Geburtsnamen hatten, wartete vergeblich auf eine Antwort.

Der Reverend behielt die kleine Hand fest in der seinen und ging mit seinem Gast den gleichen Weg zurück; die Seitentür wurde wieder verschlossen und Augenblicke später schon wärmte sich der Junge am prasselnden Feuer im Kamin der Pfarrstube, zwischen seinen Händen eine Tasse heißer Schokolade, die besser schmeckte, als alles, was er in seinem bisherigen Leben getrunken hatte.

Ingram Mc'Allister, der den kleinen Burschen genau beobachtete, wurde mit einem Mal klar, dass sein Findelkind sehr wohl in der Lage war zu sprechen, dass er es aber aus irgendeinem Grund vorzog, es lieber nicht zu tun. Jemand, der von Natur aus nicht sprechen kann, kann das auch nicht im Schlaf; das seltsame Wimmern hatte ihn verraten. Das war eine Wahrheit, die ihm dabei half, den Nebel zu lüften, der den kleinen Kerl einhüllte. Er würde es vorerst akzeptieren und ihn mit den Fragen, die es zu stellen gab, in Ruhe lassen. Der Junge fürchtete sich vor etwas, das stand fest. Jetzt galt es nur noch heraus zu finden, wovor! Der Reverend bat Mary das Gästezimmer herzurichten; ihr Besuch würde eine Weile hier bleiben. Und als hätte ihm eine leise Stimme etwas ins Ohr geflüstert, kam Ingram Mc'Allister ein Gedanke, der sich in seinem Denken verhakte und nicht bereit war, so schnell wieder loszulassen.

Kenny St. James verließ Ms. Ghetts Büro mit hängenden Schultern und einem Gesichtsausdruck, der Bände sprach. Die Direktorin hatte sofort, nachdem sie vom Verschwinden des kleinen Tommy Bates hörte, das gesamte Anwesen absuchen lassen, aber inzwischen stand fest, dass der Ausreißer sich nicht auf dem Heimgelände aufhielt.

„Warum hat er das getan? Wie kam er aus dem Haus? Es war doch abgeschlossen. Ich versteh´ das nicht. Hoffentlich ist ihm nichts

zugestoßen dort draußen; er weiß doch gar nicht wohin, er verläuft sich und ... ach lieber Gott ... wir müssen ihn finden!“ Ms. Ghetts' Lippen bebten und sie musste sich setzen. Erschöpft, wie nach einem langen Tag, lehnte sie sich in ihrem Sessel zurück und schloss für einen Moment die Augen.

Kenny sah ihr an, wie schwer es ihr fiel, nicht zu weinen. Er schämte sich, das Gespräch zwischen ihr und Gladys Yates belauscht zu haben, wusste er doch, dass zu der Sorge um die Weihnachtsgeschenke, den Baum und nicht zu vergessen Gerald Billings, nun auch noch die Sorge um Tommy Bates hinzukam; sie war die schwerwiegendste von allen und schien sie fast zu erdrücken. Er hätte ihr gern etwas Beruhigendes gesagt, wusste aber, dass ihm das nicht zustand. Er konnte nur ohnmächtig zusehen und wie alle anderen abwarten. Die Polizei war informiert worden, aber die beiden Beamten die gekommen waren, um eine Vermisstenanzeige aufzunehmen, hatten sich, als sie das Schild über dem Eingang lasen, ihre Meinung wohl schon gebildet und nicht die Absicht, wegen eines Waisenkindes, das weggelaufen war, viel Aufhebens zu machen; es war keinesfalls das erste Mal und würde auch nicht das letzte Mal sein. Und wer konnte es dem Jungen verdenken. All das, war auf den Gesichtern der beiden mehr als deutlich zu lesen. Kaum, dass sie sich die Mühe machten, Kennys Beschreibung seines Aussehens und seiner Kleidung zu notieren.

Gladys Yates begleitete die beiden Männer, die es mit einem Mal ziemlich eilig hatten, hinaus und gerade als sie die große Eingangstür hinter ihnen schließen wollte, hörte sie den Mann, der sich als Officer Dempsey vorgestellt hatte, zu seinem Kollegen sagen: „Heim für verlorene Seelen ... also, mir ist ja schon viel rührseliges Zeug untergekommen, aber das da“, er deutete auf die in schön geschwungenen Buchstaben gehaltene Schrift über dem

Portal und ließ ein Gurren hören, „schlägt wirklich alles bisher da gewesene.“

Der andere Polizist lachte daraufhin und es klang, als hätten sie den kleinen Jungen und sein Verschwinden bereits wieder vergessen.

Gladys wurde plötzlich sehr blass und ein alter Spruch kam ihr in den Sinn:

„Ein Unglück kommt selten allein“; wie zutreffend!

Insgeheim verwünschte sie den Wohltäter, der das alte Backsteinhaus samt den angrenzenden Gebäuden und dem Garten gekauft und daraus ein Heim für Waisen gemacht hatte. Sollte er sich doch im Licht des großzügigen Gönners sehen. Seine Sorge um das Wohlergehen ging gerade mal so weit, ihnen jedes Jahr einen festgesetzten Betrag zu bezahlen, der, seit es das Heim gab, derselbe geblieben war. Hätte der gute Mr. Cardigan nur einmal selbst Gelegenheit zu sehen, wie vertrauensvoll der Verwalter Gerald Billings, mit seinem Geld umging. Und ebenso Brian Fawcett, der Rechtsanwalt, dessen Aufgabe es eigentlich sein müsste, dafür zu sorgen, dass die Angelegenheiten des Heims bei ihm in guten Händen waren. Gladys hatte Sarah Ghetts Worte noch im Ohr. Dass dieser Billings Geld in seine eigenen Taschen steckte und die immer fetter wurden, während die Kinder auf jedes bisschen Spaß verzichten mussten ... war das die Gerechtigkeit, die sie verdienten? Gladys mochte das nicht glauben.

Aber Sarah hatte Recht, solange es keine Beweise für seine Unterschlagungen gab, konnten sie Brian Fawcett nicht damit behelligen. Ein solcher Vorwurf verlangte mehr als nur Vermutungen und da der Anwalt es gewesen war, der Billings eingesetzt hatte, bestand durchaus die Möglichkeit, dass das ihre komplizierte Lage nur noch verschlimmerte.

Es war erst Anfang Dezember, aber die Zeit rinnt einem wie Wasser durch die Finger und sehr schnell schon würde der Weihnachtstag vor der Tür stehen. Und was dann? Eine leere Halle, weil kein Geld da war, um sie zu schmücken? Weinende Kinder, die man um das kleine bisschen Freude, das dieser Tag bringen sollte, betrog? Wie Kenny St. James war auch Gladys der Ansicht, dass das nicht passieren durfte.

Sie ging in Gedanken bereits nach einer Lösung suchend, zurück ins Büro. Sarah hatte Kenny in die Küche geschickt; das Frühstück war längst vorbei, doch Ms. Gordon würde ganz gewiß noch einen kleinen Happen hervorzaubern.

Während er an einem belegten Brot kaute, fiel ihm auf, dass die beiden Officer nicht einmal wissen wollten, warum Tommy Bates weggelaufen sein könnte. Für sie lag der Grund seines Verschwindens auf der Hand; in einem Heim leben zu müssen, war wohl allein schon Grund genug. Kenny glaubte nicht, dass sie viel unternehmen würden, um ihn zu finden.

Reverend Mc'Allister bedeutete Mary, die still neben ihm hergegangen war, die Vorhänge im Gästezimmer zu schließen und für alle Fälle eine Lampe anzuzünden. Dem Jungen waren, kaum dass er die Schokolade ausgetrunken hatte, vor Müdigkeit die Augen erneut zugefallen. Ingram Mc'Allister hob ihn vorsichtig hoch und trug ihn ins Gästezimmer, wo er ihn in eines der Betten legte, die Decke bis über die schmalen Schultern zog und sie fürsorglich glatt strich. Die grüne Mütze, die er trotz des wärmenden Feuers anbehalten hatte, stach giftig von der weißen Bettwäsche ab. Der Reverend lächelte sein mildes Lächeln; vielleicht war es kein Zufall, dass der Junge sich gerade den Beichtstuhl von St. Paul's ausgesucht hatte. Sämtliche Seitentüren

blieben die meiste Zeit über verschlossen, das galt jedoch nicht für das Kirchenportal.

Ingram Mc'Allister schloss die Tür und Mary folgte ihm in die Küche, wo der Herd in der Ecke wohlige Wärme verbreitete. Fürs Kochen war es noch zu früh und alle anderen Arbeiten waren bereits erledigt; Mary stellte einen Kessel mit Wasser auf und holte aus dem Schrank zwei Tassen.

„Während ich uns Tee mache, werden Sie mir erzählen, warum in unserem Gästezimmer ein Kind schläft, das ich noch nie zuvor gesehen habe und aus dem noch dazu kein Wort herauszubekommen ist. Das Vögelchen schweigt, obwohl es doch eine Stimme hat, um zu singen!“

Mary war eine kluge Frau, der nicht entgangen war, dass der Junge nur Theater spielte.

„Warum sind Sie da so sicher, Mary?“

„Weil ich eine Familie kannte, deren jüngste Tochter taubstumm war. Und weil ich hin und wieder zugesehen habe, wie sie sich untereinander mit irgendwelchen Zeichen verständigten. Jedes Zeichen bedeutet ein bestimmtes Wort, so haben sie miteinander geredet. Wie wir jetzt miteinander sprechen, mit dem einzigen Unterschied, dass ihre Stimme in ihrem Innern gefangen war und nicht heraus konnte. Aber ein Wort ist ein Wort, auch wenn es nicht ausgesprochen wird. Die anderen wussten, was sie sagen wollte und das genügte!“

„Ja, das denke ich auch. Der Junge versteht alles, was wir sagen und ich hörte ihn weinen und einen Namen flüstern. Er weiß nichts davon, es geschah im Schlaf, aber es hat ihn verraten.“ Der Reverend hatte Mary bisher nur in knappen Sätzen erzählt, wie er den kleinen Kerl im Beichtstuhl, auf dem Boden liegend fand. „Ich habe mir den Beutel, den er bei sich trug einmal angesehen, aber

außer einer Flasche mit Wasser, einer Brotrinde, einem Apfel und ein paar Keksen gab es nichts zu entdecken.“

„Ich habe einige Ausreißer in meinem Leben gesehen und der hier sieht mir ganz nach einem aus!“ Der Kessel auf dem Herd ließ ein schrilles Pfeifen vernehmen. Sie goss das kochende Wasser über den Tee und stellte den Pot beiseite, um den Aufguss einige Zeit ziehen zu lassen.

„Die Polizei verfügt nicht über genügend Leute, um sich um Dinge wie diese zu kümmern, aber um ehrlich zu sein, würde ich auch äußerst ungern dorthin gehen und den Jungen melden. Und solange er nicht spricht, wissen wir ja nicht, was ihm zugestoßen ist.“

Mary, die den Reverend besser kannte, als ihm recht war, wusste gleich, was er eigentlich hatte sagen wollen.

„Sagen Sie nicht, Sie hätten jemals vorgehabt, zur Polizei zu gehen, denn das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie denken, dass jemand, der wegläuft, das nur tut, weil er vor lauter Angst, nicht mehr ein noch aus weiß; und Sie denken, dass der Kleine es sich vielleicht anders überlegt und redet, nur kann ich mir beim besten Willen nicht denken, wie Sie das anstellen.“

Für jemanden, der Mary und den Reverend nicht kannte, mochten Marys Attacken respektlos klingen, doch das waren sie keineswegs. Ingram Mc'Allister hatte sich im Laufe von neun Jahren an ihre direkte Art gewöhnt und legte großen Wert auf ihre Meinung.

„Sie durchschauen mich wie immer, Mary! Das dürfte auch nicht allzu schwer sein. Sie haben Recht, ich habe nie ernsthaft in Erwägung gezogen, die Polizei zu informieren. Mir kam, als ich ihn am Feuer sitzen sah, und er glücklich seine Schokolade schlürfte, ein ganz anderer Gedanke. Ich möchte ihn mitnehmen,

wenn ich das nächste Mal zu Rachel Baldwin gehe, um Milena zu besuchen.“

„Na großartig, dann befindet sich der Junge ja in bester Gesellschaft. Damit wären es schon zwei, von denen keiner ein Wort zu sagen hat.“ Mary hielt einen Augenblick lang inne.

„Oh ... genau das ist Ihre Absicht!“ Sie kniff die Augen zusammen und biss sich auf die Unterlippe; sie sah aus, wie der alte John Silver, der für die Arbeit im Garten und den Friedhof zuständig war. Mary nannte ihn immer den alten Piraten.

„Haben Sie nicht schon genug zu tun?“, fragte sie gänzlich unschuldig.

„Wenn Sie die Weihnachtsaufführung meinen und den Basar, dann muss ich mit einem „ja“ antworten. Aber was wäre das Leben, ohne ständig neue Herausforderungen? Verstehen Sie, Mary, ich möchte nichts unversucht lassen, und ich sage das nicht gern, doch ich sehe, was ich sehe und ich habe den Eindruck, dass Milena mit ihrer Kraft am Ende ist, ihr Lebenswille ist gebrochen. Rachel Baldwins Gegenwart macht die Sache auch nicht gerade leichter, obwohl ich als Priester so etwas überhaupt nicht aussprechen dürfte! Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst; ich muss gestehen, in ihrem Fall schaffe ich das einfach nicht!“ Er hatte all seine Empfindungen in Worte gekleidet, sich seiner Übertretung der Göttlichen Gesetze wohl bewusst. Doch auch er war nur ein Mensch und jeder Mensch kennt diese Gefühle.

„Schauen Sie mich nicht so an, schenken Sie uns lieber Tee ein!“ Er hielt ihr seine Tasse hin und wartete geduldig, bis die dampfende Flüssigkeit samt einem großen Löffel Zucker darin verschwunden war.

Der Vormittag schleppte sich dahin, bis zum Mittagessen war es noch eine Stunde und auch die würde kaum schneller vergehen, als die vorherigen.

Kenny ging Mr. Trescot zur Hand, der im Geräteschuppen Ordnung schaffte. Die jüngeren Kinder waren um diese Zeit in der Schule. Er selbst hatte diese Schule sechs Jahre lang besucht, aber inzwischen war er zu alt dafür. Es ergab sich, dass Paul Trescot, der den Hausmeisterposten bekleidete, dringend jemanden brauchte, der ihm half und so war Kenny derjenige, der die Stelle bekam.

„Was ist denn heute mit dir los, Junge? Du träumst vor dich hin und hörst nicht auf das, was ich dir sage! Da könnte ich die Arbeit genau so gut alleine machen.“ Mr. Trescot schüttelte verständnislos den Kopf. Er war ein großer Mann mit kräftigen, sehnigen Händen, der Kenny um gut zwei Kopflängen überragte. In Gegensatz dazu standen seine sanften Augen und die angenehme Stimme, die immer etwas rau klang.

„Tut mir Leid, Mr. Trescot, ich weiß ja, dass viel zu tun ist, aber ich musste einfach an Tommy denken. Hoffentlich geht es ihm gut!“ Kenny stand da, wie jemand, der erwartete, geteert und gefedert zu werden.

„Ich wusste nicht, dass es dein Freund war, der weggelaufen ist. Ich konnte mir auch keinen Reim drauf machen, an jeder Ecke hört man was anderes. In der Küche bejammert Ms. Gordon ihr kleines Kücken und in der Waschstube wird wild spekuliert, weshalb jemand, der glücklich sein sollte, in eine neue Familie zu kommen, davonläuft. Weiter bin ich noch nicht gekommen, aber nirgendwo wurde ein Name genannt. Hätte ich gewusst, dass es der Kleine war ... nun mach´ dir mal nicht solchen Kummer!

Ach übrigens, hat die Direktorin schon verlauten lassen, wo der Baum für Weihnachten in diesem Jahr aufgestellt werden soll? Ihn

an die hintere Wand zu stellen, ist ja leider nicht möglich, dort hängen jetzt die Bilder der Kinder und ich glaube nicht, dass sie die woanders hin haben will!“

Die Rede war von den Zeichnungen, die die Kinder gemacht hatten. Es waren jede Menge Christbäume und Tiere darauf abgebildet und weil sich alle soviel Mühe damit gegeben hatten, hatte Ms. Ghattis beschlossen, alle Bilder auszustellen.

„Wenn es dieses Jahr überhaupt einen Baum geben wird!“ Kenny war so damit beschäftigt, seine Gedanken von Tommy abzulenken, dass er gar nicht bemerkte, wie Mr. Trescot scharf Luft holte.

„Was meinst du damit, es wird vielleicht keinen Baum geben? Es gab noch in jedem Jahr einen Baum, ich wüsste nicht, warum sich das jetzt auf einmal ändern sollte!“

„Ich dürfte das eigentlich gar nichts wissen, aber es geschah zufällig, dass ich es mitbekam“, gestand Kenny, der keinen Sinn darin sah, irgendwelche Ausflüchte zu erfinden. „Es ist nicht genügend Geld übrig, um einen zu kaufen. Das jedenfalls hat Mr. Ghattis gesagt, als sie und Ms. Yates sich unterhielten.“ Dass in diesem Jahr auch kaum Geld für etwas anderes da war, verschwieg er.

„Das darf doch nicht wahr sein! Wo gibt´s denn so was?“

Mr. Trescot machte seinem Ärger Luft, indem er den Spaten, den er gerade in der Hand hielt, mit aller Gewalt in den lehmigen, mit nassem Schnee bedeckten Boden rammte.

„Oh nein, das werde ich nicht zulassen! Kenny ... ich hab dir doch bestimmt schon von meinem Vetter Dominik erzählt! Also, der gute Dom, wie ich ihn nenne, handelt mit allem möglichen, natürlich völlig legal! Ihm gehören mehrere Lagerhäuser in Soho und zufällig finden sich dort jedes Jahr um diese Zeit Hunderte von Bäumen ein, die alle einen Käufer suchen, der sie bei sich zu Hause aufstellt. Er macht damit kein schlechtes Geschäft, möchte

ich meinen. Wir könnten hinfahren und uns einen aussuchen, er ist mir ohnehin noch einen Gefallen schuldig. Na, wie findest du das?“ Erwartungsvolle Stille breitete sich aus. Kenny konnte nicht glauben, was er da vorschlug; damit wäre zumindest dieses Problem gelöst. Womit dieser Dom sonst noch handelte, konnte ihm egal sein und ob legal oder nicht, was spielte das schon für eine Rolle? Für ihn nicht die geringste!
„Das wäre wunderbar, Mr. Trescot!“, war alles, was er sagen konnte.